



Fridolin Hofer

Mit leuchtendem Land

LUZERNER POETEN 6

COMENIUS

Zu Anfang des 20. Jahrhunderts erfreute sich der Lyriker Fridolin Hofer (1861-1940) eines guten Namens weit über die Grenzen unseres Kantons hinaus. Er galt als bedeutender Naturlyriker, der mit seltener Einfühlungsgabe die sanften und entfesselten Gewalten der Natur zu beschwören vermochte. Hofer verbrachte einen grossen Teil seines Lebens mitwirkend auf dem Bauernhof seines Bruders in Römerswil. Landschaft und Natur des Mittellandes haben in ihm zweifellos einen ihrer eindringlichsten Beschwörer gefunden. Unsere sehr persönliche Auswahl aus seinem schmalen Werk möchte den Luzernern diese feine Stimme wieder aufklingen lassen.

COMENIUS-VERLAG HITZKIRCH 1983

Inhalt

Tag für Tag	3	Nachtwind.....	16
In einem Bergdorfe.....	4	Das Grauen	16
Geburt der Berge.....	5	König Ludwig in Brunnen.....	17
Die Firne.....	6	Letzte Fahrt.....	17
Bergnähe.....	7	Sommer 1911.....	18
Landschaften	7	Sturmnacht	18
Der Föhn	8	Juligewitter	19
Schöne Zeit	8	Wortwechsel.....	19
Nimm dich in Acht	9	Nach Jahren	20
Südliche Strassen.....	9	Idylle	20
Das ist die Furcht	10	Erwachen	21
Frühling in der Schwand	10	Alter Friedhof.....	22
Kleines Kind	11	Weit weit dahinten	22
Kinderland	11	Die letzte Schau	23
Einem Schönfärber	12	Ausklang.....	25
In der Toscana	12	Spätes Pflügen	25
Der Fischzug.....	13	Der Ackerknecht	26
Fernblick ins Seetal.....	13	Kiesladender Alter	27
Unter südlichem Himmel.....	14	Dreschen.....	28
Hoher Sommer	14	Nebelgrauen	29
Wildnis.....	15	In der Dunkelheit	29
Waldschlaf	15	Nachtwanderung	30
		Herbstweben	30

Beim Abendwerden	31
Einst doch, Seele.....	32
Weite Sicht	32
Novemberstimmung.....	33
Novembertag.....	33
Die Weiden	34
Stunden	34
Glühendes Scheit.....	35
Schneelied	35
Knabenwinter	36
Frohe Fahrt	36
Im Schneegestöber.....	37
Meine Mutter	37
Werkstätte.....	38
Im Banne der rauschenden Wasser.....	38
Der Baum.....	39
Baumwurzeln.....	39
Meine Freunde	41
Die Bettler.....	41
Vor Max Buris Bildern.....	42
Segnendes Land.....	42
Bekenntnis.....	43
Sieghaftes Leben.....	43

Treue.....	44
Eidgenössischer Weckruf.....	44
Nachwort	45
Zur Gestaltung der Ausgabe	47
Anhang:.....	48

Tag für Tag

1918

Lichtwärts jubelt, was verborgen
tief in Nacht und Grauen lag:
Weltbeginn der junge Morgen,
Schöpfungswerk der hohe Tag!

In einem Bergdorfe

1914

Noch erreichst du für Wochen,
Für Wochen mich nicht,
Tiefwandelnde Sonne;
Nur den Äther, den hohen,
Füllt dein lebendiger Glanz.
Aber im Schatten des Berges
Weiss ich: Nun steigst du
Hoch und höher
Am Himmel empor,
Und mein lichthungriges Auge
Verliert sich hoffnungsselig
In der wachsenden Helle,
Die wie ein Heiligenschein
Hinter der Firne heraufquillt,
Bis du - schon atmen die Täler
Frühveilchenduft -
Über den Grat guckst,
Flühe und flimmernde Halden
In Gold tauchst
Tief und tiefer,
Jetzt der Kirche

Mächtige Kuppel entzündend
Schräg über die Firsten wandelst,
Die schindelgrauen,
Die steinbeschwerten,
Und ganze Bündel
Deines göttlichen Lichts
In die Fenster wirfst,
Von Kindern mit klatschenden Händen,
Von Greifen mit innigem Lächeln,
Von allen, allen

Geburt der Berge

1914

Aus welchen Abgründen der Zeit,
In Masse der Menschen
Nimmer zu fassen,
Seid ihr, Berge, emporgetaucht,
Mit euern gewaltigen Kuppen,
Türmen und Terrassen!

Einer war,
Eh ihr wart und das Meer,
In dessen Schoss
Flutenumwogt
Ihr lagt in ehernem Schlaf,
Bis des Ewigen Weckruf die Trägen traf:
Erhebt euch!

Die Jahrtausende ruhten,
Ächzend reckten die Leiber sich
Unter der Last unendlicher Fluten.
Als schlugen ihm Ruten
Striemen und blutende Wunden,
Brüllte in Wehen das Meer
Aus unzähligen Munden.

Wogen wie Hügel
Wälzten in Angst sich her,
Hochaufbäumend
Gleich scheuen Rossen,
Überschlugen sich,
Stürzten heulend, schäumend
In nächtige Tiefe.

Aus fliehenden Fluten,
Donnernd brach
Das ungeschlachte Geschlecht
Der steinernen Riesen,
Stürmte himmelan über die Wogen,
Stürzte wie Wogen ein,
Wälzte im Knäuel sich höher und höher,
Schulter auf Schultern,
Haupt über Häuptern
In grauser Wildheit erstarrend.
Und das Meer, zur Stille gewiegt,
Küsste schauernd
Der triefenden Leiber
Erdenverwurzelte Füße.

Und schon nahten die gütigen Winde,
Neugierig wie Kinder,
Doch zaghaft und scheu erst
Und jetzt schon vertrauter,
Führen mit molligen Händen
Den hohen Gewaltigen
Über die Stirnen,
Tollten die Lenden kichernd hinunter
Und machten Versteckens ihnen im Rücken:

Ratet, wo bin ich?

Aber Vom Himmelsbalkone
Neigte das Antlitz,
Strahlend von Schöpferfülle,
Der Alte der Tage,
Und von feinen erhabenen Händen
Floss mild wie Tau der Frühe
Segen über das Meer
Und feine Jüngstgeborenen,
Die wolkenhochragenden,
Weltüberschauenden Berge.

Die Firne

1914

Oft in stiller Nacht,
Wenn ich überwacht
Noch auf meinem Lager schlaflos lag,
Lockte duftumweht
Eure Majestät
Durch das Dunkel wie verschwiegener Tag.

Hoch zur Sternensicht
Eure Häupter licht,
Standet ihr in strenger Schöne da,
Allem Erdenstreit
Ferne weltenweit -
Feiernd nur der ewgen Gottheit nah.

Und mein Auge trank,
Wie ein Spiegel blank,
Die Gestalten im gestirnten Raum,
Bis es überfloss
Und sich selig schloss,
Überhellt in Tiefen schon vom Traum.

Bergnähe

1914

Und immer begleitet ihr mich. Wo ich auch gehe,
Beglückt mich eure Allgegenwart
Wie eines Weisheitsvollen selige Nähe.

So tief verdämmernd im Gerank der Wipfel
Fand kaum ein Dorf ich auf meiner Wanderfahrt:
Licht in die Gassen sah ein beschneiter Gipfel.
Und wenn mir die Waldnacht troff um Augen und Stirne
Und ihr, Bertraute, entrückt meinen Blicken wart,
Umfloss mich noch euer Odem, ihr heiligen Firne.

Landschaften

1914

1

Grauschlammiges Land, wie Meerestiefen entstieg.
Nur hier und dort auf Feldern noch Furchen von Schnee,
Wie weisser Wellenstrich der brandenden See,
Darüber Bäume, die ächzend im West sich wiegen.

Ackergründe, strotzend von gärenden Stoffen,
Aus Banden toter Erstarrung gelöst noch kaum
Und den gesegneten Schoss dem unendlichen Raum
Schon hingegeben - weit, weltoffen.

2

Das zarte Ostergrün der Abendwiesen
Blickt wie verklärt in die noch unbelaubten
Baumkronen, die voll gelber Knospen sind,
Als hätte just im Gitterwerk der Zweige,
Den Stachelpanzer hoch, ein Schwarm Hornisse
Sich eingewühlt. An roten Bergeslehnen
Quillt breiter Rauch empor, wie Opferrauch
Vor Hochaltären, blau in Duft zerfliessend,
Indes die Türme schon der fernen Stadt
Das Licht nicht mehr erlangen und die Strasse
Einsamer durch die dunklern Felder zieht.
Sieh da, zwei Wandrer noch gemessnen Schrittes
Heim von der Stadt in ihren Weiler kehrend,
Ernst wie die Jünger, die nach Emaus gingen,
Verhaltne Trauer um den Meister nährend,
Der, wie die Wolke aus der Landschaft wächst,
Sich den Getreuen unversehns gesellte,
Der Göttliche den Wandelnden.

Der Föhn

1914

Barst dort der brennenden Eisburg Gemäuer?
Trafen des Steinschlags Donner sein Ohr?
Plötzlich reckt wirbelnd der Föhn sich in scheuer
Wildheit empor.

Und schon hinunter die Schroffen und Forste,
Stan von Lawinen im sausenden Haar,
Schlägt er die bergenden Hütten und Horste,
Äpler und Aar.

Schöne Zeit

1924

Über eine kleine Weile
kehren die Vögel wieder
und reihen Zeile für Zeile
zu Strophen der lockenden Lieder.

Herrlich werden die Fröhlichen wohnen
in den festlichen Bäumen,
wann die schneeigen Kronen
silbern im Wind überschäumen.

Dann geschieht auch das Wunder, dass eine
im Dunkel verhärmte Seele
aufleuchtet und heller noch klingt als das reine
Feld- und Waldlied der Vogelkehle.

Nimm dich in Acht

1907

Wann auf den Vergeslehnen schmilzt der Schnee
Und an der Wanderstrasse Flimmerband,
Das weit im Blau der Ferne sich verliert,
Dein staunend Auge hängt, noch ungewohnt
Der Sonnenfülle und des ersten Staubs,
Des luft'ger Schleier hoch im Südwind gaukelt -
Nimm dich in Acht, das ist der Frühlenz,
Der ahnungslos sich in die Seele stiehlt
Und sie gefangen nimmt mit Duft und Klang,
Dass Du der eben noch gejauchzt vor Lust,
Nun still und träumend gehst im Bann der Sehnsucht.

Südliche Strassen

1924

Wie sie lockend ins Weite führen,
von den Bergen in mächtigen Kehren
niedersteigen zu Trauben und Aehren
und vor Tempeln und gastlichen Türen
nimmer verweilen,
immer eilen
wie in heimlichen Fernwehs Gewalt!
Sieh, da gebietet wogenumwallt
endlos ein Strand den Rastlosen Halt.
Aber schon wandelt der staubige Weg
sich zur Brücke, zum schwankenden Steg,
wandelt zum schwimmenden Deck sich gleich
und durchflutet des Meeres Reich,
grüsst die Stadt mit dem wimmelnden Port,
windet ein Band sich im Samum fort
und verliert mit den letzten Halmen
sich im grünschattigen Frieden der Palmen.

Das ist die Furcht . . .

1907

Das ist die Furcht der roten Frühlingsbäume,
Dass sie verblassend ihre Blüten schliessen,
Wenn abends fremd ein dunkler Hauch von Kühle
Den Stamm empor sich in die Wipfel stiehlt,
Die banger Ahnung voll zum Himmel ragen,
Indes ein Wunderbares sich erfüllt:
Der Sonne Tod. Noch zuckt ihr Auge auf,
Das erdensegnende, in Sterbegluten
Und sinkt und sinkt - stumm hält die Kreatur
Den Atem an - ein letzter Strahl! Vorbei!
Da geht ein Schüttern durch das Herz der Welt
Dem Ohr vernehmbar nicht, doch fühlt's der Baum,
Und seine Blätter zittern wie aus Angst
Vor einer Nacht, die, ach, in Ewigkeit
Kein Morgen mehr mit süssem Licht begnadet.

Frühling in der Schwand

1907

(Luzerner Dialekt)

Dr Föhn springt dur's Land us
Über Bärgwald und -wand us
Und riglet am Schwandhus:
"Dr Früelig wott cho!
ÜR schickt ech, wie fründli,
Ne Hampfle Diöndli
Und seid, ime Stündli,
 hoje, hojo,
Sig'r sälber de do!«

Am Büel singt es Glöggli
Und fäcklet es Röckli:
Du, Wind, lach mr d'Löckli
Do dem Meitschi lo gah!
Do chont's mr jo z'springe;
höchuf tuen is schwinge,

Und mr juble-n und singe:
Was warte mr no?
 Hoje, hoja,
Der Früelig isch do!

Kleines Kind

1924

Friedsam vor Sturm und Drang der Welt geborgen,
den kaum dein Sinn berührt mit einer Ahnung,
grüsst du mit einem Lächeln jeden Morgen,
und selig weiss dein Tag von keiner Mahnung.
Ganz Trieb und Spiel glänzt dir in spiegelreinen,
grossoffenen Augen on den Dingen allen,
die wie aus Gottes Hand von gestern scheinen,
ein zärtlich unsagbares Wohlgefallen --
Und staunend formt dein Mündchen sich zum Lallen.

Kinderland

1918

Auf eueren Wegen, ihr morgenrotdurchglühten
Tage der Frühzeit, mein ich, lag immer
von jungem Buchengrün und Kirschbaumblüten
ein seliger Schimmer.

Bergwaldtannen mit Bärten und klebrigen Rinden
wehten uns rauschend zu die vertrautesten Grösse,
und wir verstanden das heimatsüsse
Geplauder des Bachs und sprachen mit Wolken und Winden.

Stiess der Raubvogel seinen Schrei im Blauen,
duckten in armlanges Gras wir, pst, pst, und rührten uns nicht,
und wenn die Nacht kam, überlief uns das Grauen
vor turmhohen Riesen, vor Räubern und Hochgericht.

Aber der Sonntag war ganz licht vom Ruf vieler Glocken
In der Kirche der Kinderfreund in weissen Locken,
noch hör ich bei St. Lukas seiner Stimme Frohlocken:
Denn ihrer ist das Himmelreich!

Einem Schönfärber

1907

Auf deinem Jugendparadies,
Aus dem dich längst die Zeit verstiess,
Lacht eitel Glanz von Rosenhainen.
Weisst du denn aus der Kinderzeit
Nichts von dem grossen Kinderleid?
In einer Ecke stehn und weinen!

In der Toscana

1930

(Dem Freund am Arno zu eigen)

In einer Frühlingsmondnacht müsst es sein:
Wir reiten lässig auf den leichten Trabern
zur Lust noch spät durch den Akazienhain
im Glanz Von tausend Blütenkandelabern.

Da grüßt auch schon das Schloss wildweinumwallt,
und wieder mein ich, Träumer, ich gewahre
im Bogenfenster hoch die Huldgestalt
im frischen Liebreiz ihrer sechzehn Jahre.

Du aber sprächst und lächeltest für dich:
»Was du nicht alles siehst in Mondscheinnächten!
Das Kind lebt weltfern, und hier kräuselt sich
kein Härchen mehr von ihren blonden Flechten!«

Und schweigt der Garten, schweigt die Flur von ihr,
so soll das Echo ihren Namen künden.
Gleich durch die hohlen Hände rufen wir,
und klingend weht es von den Piniengründen.

Schon sinnt die Nachtigall, des Echos Ruf
melodisch ihren Liedern zu vermählen.
Wir reiten heim; bald hallt im Hof der Huf,
und freundlich winkt das Goldlicht in den Sälen.

Der Fischzug

1924

Beim Morgendämmern vom Ufer stossen,
um auf den schwanken,
gleitenden Planken
in Stille und wiegendem Wogengang in der grossen
Tiefe netzwerfend zu fischen!
Tagüber im wässernen Spiegel der Ewigkeit
sein werkendes Bildnis zu schauen,
und im Abendgrauen,
wann strandlang das Dunkel kauert in Buchten und Nischen,
bei heimkehrender Vögel Geleit
mit gutem Fang durch Wogen und Branden
herdlichtumwoben zu landen!

Fernblick ins Seetal

1914

Der Hügel hebt sich schwellend,
Um das geliebte Tal zu schauen,
Und sieht zwei Seen duftig blauen,
Die Landschaft leise hellend.

Die taucht in die verklärten,
In die kristallinen Himmelsweiten
Mit Dörfern und mit Felderbreiten,
Mit Türmen und mit Gärten.

Und ist ein grosses Feiern;
Nur dass noch fern von einer Aue
Ein Räuchlein quellend wölkt ins Blaue
Und schon verweht in Schleiern.

Unter südlichem Himmel

1918

Unendliches Leben
will mich bedrängen:
Die Lüfte beben
von Fruchtgesängen.

Baumzweige umranken mich
tragend gebogen;
rauschend umschwanken mich
Ährenwogen

Am Gartensteige
die Feuerrosen
lodern um Feige
und Aprikosen.

In dämmernder Laube
goldlichtüberregnet,
zu Häupten die Traube,
ruht Eine gesegnet.

Jung junges Leben
will sie bedrängen -
Die Lüfte beben
von Fruchtgesängen.

Hoher Sommer

1924

Rote Rosen, die, fromm wie Legenden,
nimmer ahnen, wie schön sie sind
und in der Sonne, im glühenden Wind
selig die farbige Fülle verschwenden.

Über das Mäuerchen wie geblendet
neigt sich eine schon sommersatt.
Flimmernd löst sich tiefpurpurn ein Blatt,
und wir sagen ganz leise: Vollendet!

Wildnis

1914

Wie das verschwiegen lebt,
Raunend in Höhen und Tiefen webt!
Wald und atmender Halm, Wolken und Moorgeschwele -
Alles voll Seele!

Waldschlaf

1918

Wie voller Mond auch in die Wipfel fliesse
und zwischen Stämmen ungestalt
taghelle Strähnen Lichtes giesse:
der Sommerwald steht ganz in Schläfe Gewalt.
so tief ist feines Schlummers Trunkenheit,
dass er den Bach im Grund, der ruhlos rauscht,
im Traume nur mit silbern Taugetropf erlauscht,
so aller Welt entrückt und Zeit,
dass er den Wind, der in den Zweigen wühlt
und ihm die sonnewarmen Wipfel kühlt,
kaum wie den Atem eines Kindes fühlt.
O selige Versunkenheit!

Nachtwind

1930

Du leisesingende, dunkelwehende Stimme der Nacht,
wie mild dem Herzen, das müde ward, klingt deine
Wanderweise!
Sag, ruhest du tags verschwiegen in Wäldern tannüberdacht
und machtest dich in der Dämmerung flügelnd feldein auf die
Reise,
Quellenkühle streifend und Düfte Von Ähren?
Wieder von Gärten herüber bringst du die schlummerschweren
Würzen des Mohnes. Und schon dem Ohre vernehmbar kaum
verwehst du, singende Stimme der Nacht, zwischen Wachen
und Traum.

Das Grauen

1914

(Aus den Knabenjahren)

Zuweilen an windstillen Sommertagen,
Wann im Zenith die Sonnenscheibe stand
Und spiegelglatt die blauen Wasser lagen,
Stieß ich voll Sehnsucht meinen Kahn vom Land
Und fuhr hinaus und suchte nach der Stelle,
Wo sich im Grund so Rätselvolles fand.
O welch ein Schauen! Tief unter Wind und Welle,
Von träger, grauenvoller Flut umflossen,
Das Haupt von einem Fels in Dämmerhelle.
Stumm ragend, nur die Fische zu Genossen,
Die groß und breit an ihm die Leiber strichen
Und wie der Blitz in nächtge Tiefe schossen.
Und einst - just über'n Felskopf kams geschlichen
Sah ich im regungslosen Seegrund einen,
Vergleichbar einem Menschen, längst verblichen,
Der lautlos nach sich zog ein blendend Leinen
Zu Tod erschrocken wandt ich meinen Kahn,
Indes am Firmament, am sonnenreinen,
Ein flimmernd Sommerwölklein fuhr die Bahn.

König Ludwig in Brunnen

1930

Warum er vor dem Tage scheu sich barg,
den See befahrend, wann das Mondlicht glomm?
Ein Schweigender in seines Nachens Sarg
und wie verfallen einer fremden Macht,
war tief verschwistert schon sein Geist der Nacht,
die lockend ans den Wassern sang Willkomm!

Letzte Fahrt

1907

So wünscht' ich, dass mein Sterben möchte sein:
Das Julispätrot glimmt auf meinen Bergen
Und überglänzt mit feinem milden Schein
Weltfern im Blau noch einen Wolkenfergen.

Und unten feiern Hügel schon und Tal
Und weht ein Duft von sichelreifen Ähren.
Ich aber weiss, es ruht zum letzten Mal
Mein Auge auf der Berge Hochaltären.

Das ist die Stunde still und segenschwer,
Die mir der Gnaden grösste will bereiten;
Dum lest mir noch, als ob es Sonntag wär',
Das Hohelied von den acht Seligkeiten.

Wie leicht das macht, indes vom Turm die Zeit
Schon nicht mehr schlägt und gross die Sterne blinken
Und unter mir, weiss Gott wie weit, wie weit,
Die Berge blau verdämmern und versinken.

Sommer 1911

1918

Glomm des Ätnas Lavaquelle?
Loderte des Vesuvs Brand?
Südwind wälzte Glut und Helle
hoch in unser Alpenland.

Von der Sonne Netz umspinnen,
hielt er seinen heissen Mund
über Tümpel, Teich und Bronnen,
und er sog sich bis zum Grund.

Lief durch glühend Feld wie trunken
von des Mohnes rotem Stern,
blies zunacht in Feuerfunken,
wann ein Bergwald brannte fern.

Bis, wie russiger Rauch vom Herde,
sich ein Wolkenknäuel wob.
Klirrend sprang der Sturm zu Pferde,
und fein Regenmantel stob.

Sturmnacht

1907

So voller Schrecken sah ich keine Nacht;
Ein Zischen, Züngeln rings von Feuerschlangen!
Wir schritten bebend durch die grause Pracht
Und hielten auf den Tod uns fest umfängen.

Mir war, in solcher Sturmnacht müsst' es sein,
Wann die Posaunen zum Gerichte fodern:
Die Erde birst; das Dach der Welt stürzt ein,
And grell zum Himmel loht des Erdballs Lodern.

Juligewitter

1907

Auf reifenden Feldern Hochsommerschwüle
Bangend nach segnender scharren Kühle
Starrt Hügel und Halm.
Der Himmel, ein flammendes Meer,
Zeigt kaum eines Wölkchens Spur;
Über die Berge nur
Langsam schwer
Kriecht bauchiger Qualm.

Die Grille geigt so verschlafen leise;
Der Mühlbach schweigt und vergisst die Reise,
Und der Birnbaum oben im Feld,
Der wie ein Kriegsmann Wache hält,
Rührt heut kein Glied,
Und kein Lied
Klingt in den Zweigen;
Nur blaugoldener Fliegen Reigen
Summt und surrt durch das Sommerschweigen.

Mit eins, wie knurrender Hunde Grollen,
Murr in den Bergen verhaltenes Rollen,
Und der Wind springt auf, der am Wegrand schlief,
Verstört, als ob es im Traum ihn rief,
Greift in den Sand und wie toll und taub
Fort von hinnen mit Wolken von Staub!
Aber der Blitz überflügelt ihn doch;
Gott gnade, war das ein Schlag!
In Flammen gleisst Kappe und Bergesjoch,
Und zur Nacht dunkelt der Tag.

Wortwechsel

1918

Über buschigen Brauen zieht Wettergewölk sich zusammen.
In den Augen blitzt es. Flammen
schwelen um den verzerrten Mund.
Und schon springen, wie spritzend aus schlammigen Gossen,
Scheltworte tiefauf aus der Gurgel kreischendem Schlund
und prasseln auf die feindlichen Häupter wie Hagelschlossen.
Geheul und Faustschlag! Ungesehn im Getöse
schürt die Lohe des Zorns hohnlachend der Böse.

Nach Jahren

1907

Wo des Frühlings Soldgewebe
Meine Jugend überspann,
Ging ich heut, Verlornes suchend
Leisen Schritts, ein stiller Mann.

Grüssend zog ich durch den Weiler;
Doch sie kannten hier mich nicht,
And ich konnte kaum mich fassen:
Alles trug ein Fremdgesicht.

Auf dem Sonnenrain gestorben
War schon hier und dort ein Baum,
Und der Sprössling, gross geworden,
Wuchtete verzweigt im Raum.

See und Berge nur wie weiland
In dem wunderbaren Blau
Grüssten feiernd noch herüber -
Und ich hielt beglückte Schau.

Denn als wollt' er spät mich segnen,
Dass mein eigener Lenz entschwand,
Lag ein saatenreifer Sommer
Über meiner Heimat Land.

Idylle

1907

Wo die Wiese waldwärts einsam wird,
Fand dich endlich meiner Jugend Sehnsucht,
Fand die Stillste stets im Kreis der Schwestern
Die durch Gassenlärm und Lust des Alltags -
Wie ein Märchen ging in duftiger Schöne.
Wo die Wiese waldwärts einsam wird,
Lehntest du - den eignen Augen zagt' ich
Erst zu trau'n -sonnübergläntzt am Pörtlein,
Von rostbraunem Heidewuchs umblüht.

Wie verschämt du grüsstest und der Jüngling
Sprachlos, wie gebannt dir stand gegenüber
Und du leise lächelnd nun erzähltest
Von der Wallfahrt zu der Bergkapelle,
Die nicht anders klebt am Felsgestein,
Denn der Schwalbe Sommerhaus am Söller -
Sieh, da schwand die Scheu mit eins und näher,
Nah und näher war mein Fuss getreten,
And nun sass ich, lehnt' ich dir zur Seite,
Wo vom Heidewuchs das Pörtlein bläht.

Gross und glänzend hob sich jetzt dein Auge,
Und verloren in ein Ferneschau'n,
»Sieh, wie schön!« sprachst du, und beide staunten:
Wolkenkähne glitten feierlich
Wie von Geisterhand gelenkt gen Norden;
Denn der Föhn ging hoch in blauer Luft,
Firn und Fels bestreichend mit dem Atem,
Dass sie grell aufleuchteten wie Silber.

Über uns umwob die grosse Stille,
Und ein Gottesfrieden niegeahnt
hielt die Hände segnend uns zu Häupten.
Und nun gab sich's - wunderbar zu sagen!
Denn kein Nehmen und kein Geben war's -
Dass sich Hand von Hand umschlungen hielt.
Wo die Wiese waldwärts einsam wird,
Haben sich vorn Glück gesegnet zweie.
Und der Abendstern
Leuchtete vertraut den Sonntagskindern
Auf dem Pfad, der unter Fruchtbaumkronen
Unser Dorf erreicht.

Erwachen

1914

Da von der Ehe nun die Rede war,
Schien wie verscheucht ihr helles Mädchenlachen.
Sie frug empor mit Augen, glänzend wachen,
Und fühlte voller ihr aschblondes Haar.
An Einer aber hing und hing ihr Blick,
Als wollt er aus den mütterlichen Augen
Die Rätselquelle alles Lebens saugen -
Und schaute voller Ahnung ein Geschick,
Das, wie zum Edelbaume wundersam
Mit Frucht beschwert die erdgebeugten Ranken,
Den Mädchenleib entfalten liess, den schlanken -
Da senkte sich ihr Blick in holder Scham.

Alter Friedhof

1907

Aus einem alten Friedhof stand ich heut:
Nicht Kranz noch Kreuz mehr aus geweihter Stelle:
Nur wildes Grün wob wuchernd ungescheut
Den Teppich um der Gräber Hügelwelle.

Was rankend hier sich wölbt noch, Bug an Bug,
Das glättet sich wie nach dem Sturm die Wogen;
Dann furcht den heil'gen Erdengrund der Pflug,
Vom plumpen, gliederstarken Stier gezogen.

Und Sommers, wann vom Berg der Südwind weht,
Rauscht hier von Ähren schwer ein goldner Streifen
Zu Häupten derer, so im Licht gesät
Und der Vollendung dort entgegenreifen.

Weit weit dahinten

1918

Wie viele Tage im Jahr
hier vorüberwandern,
eines gleicht auf das Haar
immer dem andern.

Jubelnde Lerchen steigen
über dem halmenmeer.
Zwanzig Sommer und mehr
sah'n keinen Mädchenreigen.

Wann prägten Kleinkinderschuhe
die leise Spur um das Haus?
Wann trug man einen hinaus
zur letzten Ruhe?

Einsam aus zweien Essen
flattert, verflattert der Rauch -
hat uns die Welt vergessen,
wir vergassen sie auch.

Die letzte Schau

1930

Eine Idylle

Sommerlich ruhte das Land im Dufte der reifen den
Saaten.

Wenige Tage noch, und die Sense surrt in den Halmen
Von den Scheunen her hallte des Dangelhammers Gepösch,
und
rüstend drehten die Hände das Stroh zu den Garbengebinden.
Stille lag nur aus Markland, dem schönen und großen Gehöfte;
selbst die Rede ging leiser heut und gedämpfter die Tritte
durch das stattliche Haus; denn es pflegte des Schlummers am
Tage,
der vor Wochen noch tief in die Nacht und der Erste
frühmorgens
auf dem Feld und in Haus und Stall zum Rechten gesehen,
dankbar sich freuend der vielversprechenden Saat und des
Obstbaums
schwellender Fülle. Aber nun lag er darnieder, gebrochen
in der Vollkraft der Jahre und dachte des nahenden Endes,
fromm im Frieden mit Gott und der Welt sich rüstend zur
Hinfahrt.

Seltsam, im Kuche der Ähren trat gross und verlockend noch
einmal

Mutter Erde mit Feld und Wald und Gartengelände
ihm vor die feiernde Seele. Ach, und die Rinder und Pferde,
alle möcht er noch einmal sie schauen. Siehe, da eilten
nach den Ställen die trefflichen Söhne mitsamt dem Gesinde,
schnallten um die Hälsen der Rinder die Schellen und Tricheln,
lösten vom Barren die Ketten der Tiere und ordneten sinnig

wie zur Alpfahrt im kleinen die Herde, damit sich der Vater freue des Schauspiels, das er, der Flachlandbauer, bei Hirten einst im Obwaldnerländchen genoss. Die Töchter derweilen rückten ans Fenster sein Lager und stürzten mit kräftigen Armen sorglich aufgerichtet den Kranken. Vom Stall her erklang jetzt liebliches Glockengeläute, begleitet vom Freudengebelle Titos, des Schäferhundes, und sichtbar nahte der Aufzug.

An der Spitze schritt Ringolf, der Zuchtstier, geschmückt mit dem Malen, selbstbewusst, denn ein Preisgekrönter, war er gebürtig aus dem edlen Stamme des Braunviehs am Fuße des Mythen. Williglich liess er vom befreundeten Melker sich führen; nimmer hätt eines andern Geleite der Stolze geduldet. Schönhild erschien hierauf geziemend als erstes der Rinder, edel geformt und über die Maßen milchig, die Blicke mütterlich auf ihr Junges gerichtet, das, trippelnd ihr nahe, dann und wann einen drolligen Seitensprung sich erlaubte. Ihr auf den Fersen folgte kopfhoch die forsche Krachelfe leichten elastischen Ganges. Sie hatte rauflustig im Zweikampf, ihrer Schönheit zum Schaden, der Hörner eines verloren. Gleichwohl hielt sie der Bauer in Ehren, stammte die Kühne doch vom Höchstprämiierten am Zuchtstiermarkte in Zug ab. In gemessenem Abstand ging still gelassen die Trude, ein klein wenig ihr machtvolleres Haupt zur Seite gebogen. Ungesellig sah man sie stets abseits auf der Weide, weder am feuchten Zungengeschlecke zutraulicher Schwestern, noch am Ringen im Zweikampf Gefallen findend, wiewohl sie, kräftig gebaut, heimtückischen Angriffs sich tapfer erwehrte. Liesel, die feine, folgt ihr, der große Liebling der kleinen

Plagegeister; sie ließ sich just alles von allen gefallen. Zogen die Mädchen am Schwanz sie, bestiegen kletternd die Knaben, zwei oder drei mitsammen das Reittier, und jubelnd im Trabe ging es auf die Gefahr hin, todsicher herunterzupurzeln. Unzertrennlich mit ihr, der getreuen Gespielin der Jugend, zeigte sich Lore, verwöhnt und verhätschelt ein wenig vom Melker, der sie mit mancher Schnitte kornduftenden Brotes beschenkte, also, dass auf der Weide beim Vesperimbiss sie bettelnd immer sich einfand, auch unbewacht zuweilen das Tüchlein von dem brotebergenden Korb mit den Lippen hin weghob, um die leckere Speise mit allem Behagen zu kosten. Luder schalt sie der Hirt, doch er krümmt ihr deswegen kein Härchen. Was nun vorwärts drängte, war rassiges Jungvieh, geführt von Männern, die alle dem Ungestüm der jeglicher Fessel spottenden Horde mit Mühe nur wehrten in Sorgen, dass die Alpfahrt dem Vater zur herzlichen Freude gereiche. Zwischen zwei Knäblein als Ehrengelerte kam Braunbart, die Ziege, munter einhergegangen. Die Knirpse hielten ihr lockend Zweige der laubigen Hasel dicht vor die schnuppernde Nase, dass sie schmausend williger folge. Aber zuweilen täuschten sie scherzend die Liebe; erst musste sie meckernd drum bitten, eh von der mündenden Gabe zu kosten, ihr gnädig vergönnt war. Sieh, ein Fuhrwerklein, von muntern Gäulen gezogen, echte Freiberger Rasse, beschloss das ländliche Schauspiel. Allerhand ehrwürdigen Hausrat, dessen die Äpler

in den Tagen des Sommers bedürfen, selbst Spinnrad und Wiege führte, von einem Mädchen gelenkt, das hübsche Gespann mit.

Und nun hielt der Zug vor der stillen Wohnung des Kranken, dessen matt verschleierte Augen aufleuchtend noch einmal an den Lieblingen hingen, den wohlgenährten, beruhigt, dass sie auch ohne sein Zutun der besten Pflege genossen. Aber nachdem er sattsam geweidet die Blicke an all dem Feuern, gebot er freundlich, dass man zurück in die Ställe führe das Vieh. »Denn hohe Zeit ist«, sprach er bedeutsam,
»mein ich doch, reif schon müsste das wellende Korn über Nacht sein!«
Sinnend verstummte der Dulder. Und dann mit geschlossenen Augen
»Herr der Ernte« betet er leis noch . . . Die Stimme versagte, und er neigte sein Haupt und verschied in den Armen der Liebe.

Ausklang

1907

Seit die Engel in heiliger Nacht
selig priesen des Weltheils Erben,
kann vom Erdenfrieden der Traum
in den Herzen nimmer ersterben.

Reiche verfallen, verstieben wie Rauch;
Völker entschwinden der Menschheit Gedächtnis.
Immer doch wahren die Enkel getreu
kämpfenden Ahnen das lichte Vermächtnis:

Dass in Fernen erwachender Zeit
einst zur allnährenden Mutter die Erde
und, dem Hader entfremdet, dem Streit,
Mensch dem Menschen ein Bruder werde.

Seit die Engel in heiliger Nacht
selig priesen des Weltheils Erben,
kann vom Erdenfrieden der Traum
in den Herzen nimmer ersterben.

Spätes Pflügen

1914

Frühdämmerung umgarnt die Welt.
Unter aschfahlem Himmelsbogen
Mühsam, schwer
Stösst ein Pflug noch durch herbstliches Feld.
Dicht und dichter der Nebel fällt;
Nun seh ich kein Land mehr; ich schaue ein Meer:
Pechschwarze, starrende Flut - die Schellen,
Der Pflug - ein Schiff,
Von wasserstampfenden Rossen gezogen,
Und manchmal geht durch der Dämmerung Wehen und Wogen
Wie unterirdisch ein Schüttern und Rollen,
Als streife das Fahrzeug ein Felsenriss.

Der Ackerknecht

1918

Verlassen dehnt sich herbstliches Gelände.
Kein Baum! Kein Wanderer, der hier Obdach fände!

Denn schollenschwer, wo nur die Blicke weilen,
läuft Ackerzeile neben Ackerzeilen.

Der Himmel drüber Grau in Grau verschwimmend,
in einem ungewissen Zwielflicht glimmend.

Was hebt sich Dunkles dort in Feldes Mitten?
Ein Säulenstumpf aus Stein, aus Holz geschnitten?

Ich trete näher schon. Es regt, bewegt sich -
die Haue schwingend, reckt ein Ackerknecht sich.

Und Schlag auf Schlag fällt wuchtig auf die satten
pechschwarzen Schollenbrocken ohn Ermatten . . .

Da scheint die tiefste aller Einsamkeiten
mit eins ins Unermess'ne sich zu weiten,

indes des Himmels schwere dumpfen träger
sich lastend legt auf Feld und Schollenschläger,

und es wie geisternd aus der Erde Poren
dem Mann der Arbeit wimmelt in die Ohren:

"Lass ab, du Tor, vom Werke deiner Hände;
schau um dich, ob dein Arm es je vollende!"

Doch jener in verhaltenem Trotz und Stimme,
taub des Versuchers irrer Wisperstimme,

lässt sausender nur seine Haue schwingen,
und jeder Schlag frohlockt und jauchzt: Vollbringen!

Kiesladender Alter

1914

Zwischen Wagen und Gerölle,
Tief gebräunt von tausend Sonnen,
Stösst mit hartem Ruck der Alte -
Kreischend, knirschend schrillt es auf –
Seine Schaufel in den Kies.
Schwingt sie hoch mit nackten Armen,
Und der Schaufel sanftgehölter
Hand entspringt ein Häuflein Kiesel,
In die Luft wie Bienen schwärmend,
Um sich in des Wagens Truhe
Rasselnd, prasselnd schon zu stürzen.

Schauend stand ich so ein Weilchen,
Mich des unverdrossnen Schauspiels
Immerwiederkehr erfreuend.

Träumt ich denn mit offenen Augen?
Fuhr in glattgeschliffnen Kiesel
Unverwandt des alten Schaufel:
Was er in die Lüfte streute
Und in seines Wagens Grube
Kollernd fiel und hoch sich häufte,

Waren grosse, goldne Körner,
Wie kein Sämann sie gesät.

Und ich rief ihm zu: "Gevatter,
Was du Wunder doch auf Wunder
In der hellen Sonne wirkst!

Sieh, das Edelwerk der Hände
Wandelt dir den Stein, den harten,
Segensvoll in braunes Brett"

Dreschen

1918

Dreschmorgenzeit!

Die Tore der Tenne öffnen sich weit.

Du Heinz und du Hänsel, du Trinchen und Stine,
nun hurtig die Garben der Bänder befreit!

Schon mustert der Bauer mit sorglicher Miene
Riemen und Radwerk der stummen Maschine.

Ein Druck mit der Hand! Und das Ungetüm schnurrt,
wie eine Wölfin in Hungersqual
stöhnt und knurrt.

Herbei denn mit Halmen, mit Ähren zumal
und stopft ihm den Schlund zum gesegneten Mahl.

Ha, Wie das schlingt in gefräßiger Gier!

Bauer, nimm dich in Acht vor dem Tier!

heimtückisch schnappt es nach Händen und Armen,
reissend, zerfleischend sonder Erbarmen.

Aber sieh,

was verschlungen das hungrige Vieh,
Korn und Halm

speit es aus und unendlichen Qualm:

Aller Sommergewitter Dunst und Geschwele,

aller wirbelnde Staub der Strassen im Land

staut sich zur Wolkenwand,

würgend die Kehle.

Wo bist du, Gesinde? Verweht? Verstoben?

Man sieht nicht unten, man sieht nicht oben.

Man hört nur eins, der Maschine Surren,

Ihr heimliches Stöhnen, ihr Stieben und Schnurren.

Ein Druck mit dem Finger! Das Scheusal verstummt
und aus sickerndem Nebel tauchen verummt
Spukgestalten, Haupt und Hand,
aschgrau wie aus der Toten Land,
schütteln sich prustend Mann und Maid
wehende Wolken aus Haar und Kleid.
Und jetzt: Scholl nicht ein Kichern und Lachen?
Wie spassig die Mädchen nur Mienen machen!
Aber Heinz, der Graukopf, des Sinnen weit geht, weit
in die winterlich grosse Dreschflegelzeit,
grinst ingrimmig, flucht, hüstelt und speit
der Höllenmaschine, wie einem Wicht,
grad ins Gesicht.

Nebelgrauen

1907

Sie klagen, dass sie im Nebel ertrinken;
Ich ahne nur siegreicher Sonne Blinken.

Sie sagen von Stunden, die Ewigkeiten;
Wie rasch die melodischen mir entgleiten!

Sie wännen ihr Glück in der fernsten Ferne;
In meinem Herzen blühen tausend Sterne.

Und sie lachen so laut, wenn der Himmel sich hellt;
Ich trage verschwiegen den Segen der Welt.

In der Dunkelheit

1930

Und ob kein Schein der Lampe mir hellt
das dunkelnächtige Zimmer,
mich Wachen umfließt noch von tagjunger Welt
ein rosiger Schimmer.

Das macht, meine singende Seele ist so
mit leuchtendem Land versponnen,
sie funkelt im Traume noch lichterloh
von segnenden Sonnen.

Und würd ich mit Blindheit geschlagen ganz,
ich meinte doch immer, ich ginge
wie einer, den bergferner Abendglanz
verdämmernd umfinge.

Nachtwanderung

1907

Wie stürmisch wild der rauhe Tag gewesen,
Die Nacht ist milde wie zur Sommerwende
Und klar der Sterne Liebesschrift zu lesen.

Schon fühl' ich wandernd meines Wesens Härten
Erweichen in des Nachtraus duft'ger Spende
Und schmelzen hin wie Frost von Frühlingsgärten.

Zu tiefst in meinem Herzensgrund ein andrer,
Weiss kaum ich mehr von junger Wunden Brennen,
Und leicht wird selbst das Schwerste nun dem Wanderer:

Er könnte seinen Todfeind Bruder nennen.

Herbstweben

1907

Wie leis die Stunde rinnt!
Der Herbsttag spinnt
Sein Aschentuch um Weg und Weite,
Am Wald und Welt.

Unterm Nussbaum im Feld
sitz' ich sinnend, den Hund zur Seite,
Der schläferig träg
Zwischen den Pfoten die Schnauze vergräbt,
Indes seines Bäuchleins Blasbalg sich senkt und hebt.

Ich bin wie gebannt von all der Stille;
Dämmernd hör' ich noch dann und wann
Das dem nahen Tann
Des Hähers heitres Geschrille --
Dann lautlos tiefe Todesstille!

Plötzlich, da raschelt was;
Doch seltsam, es zittert
Nicht Laub noch Gras.
Mein Pudel springt auf.
Was der wohl wittert?
Gleich drauf
Blitzt grell ein Schein
Feldlängs über das Dorf hinein,
Juckt über Dächer und Schlot
Blassrot
Den Goldhelm empor der Seelenkapelle,
Und flugs ist die Helle

Verloschen, verloht.
Do, horch! Klenkt bang, bang
Das Glöcklein ein Vaterunser lang
Kling, klang, kling - und bleibt stumm.
Schauernd entblöss' ich mein Haupt:
Der Tod geht um!

Beim Abendwerden

1914

Gebirg und Talgelände, Feld und Trift
Mit Hirten, Ackersleuten, Hof und Hund,
Die licht auf meiner Seele dunklen Grund
Der Tag gezeichnet mit getreuem Stift,
Verschwanken, von der Dämmerung feuchtem Mund
Trüb überhaucht. Verworne Stimmen summen
Wie Muschelwerk, geschwemmt an Meeresufer,
Sinnlose Worte, die gemach verstummen.
Kaum dass von fernen Türmen noch mein Ohr
Den ehernen Klang vernimmt der Stundenrufer,
Die streng im Dienst der Zeit Nachtwache halten -
Da tritt geheim, es knarrt nicht Tür noch Tor,
Ein Fremdling an mein Lager, mild sich neigend,
Und hüllt mich schon in seines Mantels Falten,
Mit trunkner Schlummerweise
In selige Vergessenheit mich schweigend.
Bist du der Tod?

Sein Bruder! haucht es leise.

Einst doch, Seele

1918

Wie du morgendlich leicht,
eh noch der letzte Stern erbleicht,
in alle duftigen Weiten schwärmst,
wie in Blüten die Bienen und Schmetterlinge
dich einsaugst in die göttlich irdischen Dinge,
an allem strahlenden Leben dich sonnst und wärmst,
von aller Schöne dich, Unersättliche, nährst
und abends in Segensfülle mir wiederkehrst-
einst doch, Seele, findest du nimmermehr zurück!

So hattest du, Pilgerin nach immer reinerm Glück,
auf meinen Erdenpfaden
dich nur verirrt
und trinkst dich selig satt dort hoch an Lichtgestaden,
derweil hier immer wieder so tiefes Dunkel wird!

Weite Sicht

1924

Gruss der Ewigkeit!
Strahlend taucht ihr Strand
in mein Weilchen Zeit.
Morgen schon betritt
unhörbar mein Schritt
das gelobte Land.

Novemberstimmung

1907

Wie's nun wieder so einsam wird,
Da die Felder sich leise bräunen
Und mit frierender Herde der Hirt
Talwärts fuhr zu den bergenden Scheunen!

Kaum dass ein Jäger noch dann und wann
Durch den dampfenden Nebel schreitet,
Dass ein Hornruf erstirbt im Tann,
Drüber die Schwermut die Schwingen breitet.

Nur zuweilen, man weiss nicht woher,
Irrt durch das Grauen verhaltenes Wimmern,
Wie wenn's von fröstelnden Geistern wär' --
Sehnsucht nach Sommer und Sonnenflimmern!

Novembertag

1914

Schwermut fällt
Das regenverhangene Land.
Die Stunden wandeln tief verhüllt
In dunkles Gewand,
Den Nacken gebeugt, ernst und schweigsam ihr Trauerkleid

Schleifend über der Berge Stufen.
Aber von Zeit zu Zeit -
Heben sie hoch das Haupt und rufen, rufen
Fernhin durch die hohle Hand,
Ob auch ungehört ihre Stimme verweht -
Regen, unendlicher Regen geht
Über das rauschende Land.

Die Weiden

1918

Runzlige Weidenweiblein am Bach.
Weiss wer, wie alt sie sind?
Immer traurig in Regen und Wind
sehn sie der gluchzenden Strömung nach.

Waren einst Jüngferchen schmiegsam, schlank
wie der Birke schaukelndes Reis;
sangen, die Haut wie Sold so blank,
Lob dem Leben und Preis.

Streifte die Zeit sie, ein landfahrend Weib,
das im Geheimen raubt und rafft,
sog das Mark ihnen aus dem Leib
und aus rissiger Rinde den Saft.

Und nun hält sie der Bach im Bann.
Traurig, als ob mit den Wässerlein jach
ihre Jugend hinunterrann,
sehn sie der gluchzenden Strömung nach

Stunden

1907

Es wintert aller Enden;
Die Welt liegt starr und stumm.
Wie Bettler mit leeren Händen
Schleichen die Stunden um.

Sie wollen nicht weiter rücken;
Sie gähnen vor Langerweil;
Sie mühen sich wie auf Krücken
Durch Wege verschneit und steil.

Als ich ins Haar der Süßen
Einst duftige Rosen wand,
Ging's doch auf flinkern Füßen.
Ihr Schleicher, über Land.

Kaum wandt' ich mich: He! Stunden,
Was eilt ihr wie ein Dieb?
Da waren auch schon verschwunden
Die Rosen und mein Lieb.

Es wintert aller Enden;
Die Welt liegt starr und stumm.
Wie Bettler mit leeren Händen
Schleichen die Stunden um.

Glühendes Scheit

1924

Sonne war dir die Amme.
Was du von goldenen Funken
wachsend im Wald getrunken,
singend versprüht es die Flamme.

Schneelied

1914

Ich hülle Feld und Fluren ein
Mit einer silberlichten Decke.
Einst war die weite Welt so rein
Und noch Versehrt von keinem Flecke,
Bis Bruderblut die Erde trank;
Da ward sie krank
Und möchte längst gesunden
Von tausend wehen Wunden.

Und Jahr für Jahr in stiller Zeit,
Wann ich mich auf die Fluren lege,
Wird auch der Welt im weissen Kleid
Die alte Sehnsucht wieder rege:
Von Menschenblut entsühnt und Schuld,
Mit Gottes Huld
Die Bahn der Sonnenwenden
In Reinheit zu Vollenden.

Knabenwinter

1930

Einst klatscht ich vor Lust mit den Händen,
als, Winter, mich deine klein kleinen
Weißvögelchen wirbelnd umschwirrten.
Dann legte der Wildfang sich rücklings
mit Armen weit weitausgebretet
in die samtweichen Daunen des Schnees
und hielt sich fein still wie ein Mäuschen.
Und es fielen die Flocken und fielen
und woben sich hüllend zur Decke.
So ward ich das über und über
verschneite Grüntännchen im Walde
Und lächelt ob solcher Verwandlung.
Aufsprang ich über ein kleines
und schüttelnd mich wie der im Staube
der Straße sich badende Sperling,
umfing mich unsäglicher Zauber
der silbernen, flirrenden Wolke. -
Und des Freuens war nimmer ein Ende-
als, Winter, mich deine klein kleinen
Weißvögelchen wirbelnd umschwirrten.

Frohe Fahrt

1918

Noch schien kein Winter heller als dies Jahr.
Die Schlitten stoben unter Jubelrufen
durch Flimmerlicht, das wie demanten war
und sprühend blitzte von der Pferde Hufen.

Und einmal kam, gehüllt in weiches Vliess,
ein Pärchen so verliebt vorbeigeglitten,
als ginge stracks die Fahrt ins Paradies.
mit Braut und Bräutigam und Pferd und Schlitten.

Im Schneegestöber

1918

Schneewehen! Verdrossenen Blickes seht ihr nur Flocken;
aber meine Augen werden gross und frohlocken:
Rudel milchweisser Pferde –
Mit wehendem Schweif Und wallender Mähne,
die elfenbeinernen Zähne
bleckend zum Freudengeschrei,
jagen sie, rasen sie über die Erde.
Stiebend! Vorbei!

Meine Mutter

1924

In sommerlicher Frühe, wann die Schwalbe
ihr zwitschernd wachgewordnes Nestlein lässt
und selig durch die Dämmerbläue segelt,
frag ich mich oft: Flösst wohl ein Gott ihr ein,
erst mütterlich die lieben, esslustreichen
Kleinkinderchen mit saftigen Leckerbissen
der forschen Mückenjagd zu stillen, oder,
zumal sich jeder selbst der Nächste weiss,
zuerst ihr Ränzlein schlecht und recht zu stopfen
und satt, der armen Schlucker dann zu denken?
Wer weiss, wer weiss! - Und eine andre Mutter,
früh mit der ersten Schwalbe wach und sorgend
tief in der Nacht steht mild vor meinen Augen.
Wie liebeich uns die Teuerste gepflegt!
Da sassen wir, die grosse Kinderschar,
gedrängt am Tisch, und jegliches empfing
aus ihrer Hand sein Teil an Milch und Brot.

Sie aber nahm fürlieb, ach, mit dem Wenigen,
das noch verblieb; es s sättigte sie nicht.
Doch wunderbar! in stiller Heiterkeit
sahn wir die Gütige, die Schöne stets,
als hätte kaum des Mangels sich bewusst,
sie alle Lebenslust und Kraft und Frische
aus dem erblühten Kinderglück gesogen.

Werkstätte

1914

Dämmerdunkler Werkstatt Enge
Voller Schwarzwalduhrenklänge!
Tickend ging ein Kehrreim immer:
Nimmer immer! Immer nimmer!

Pendel liefen um die Wette,
Wer die flinksten Füsse hätte;
Rasselnd riss Gewicht und Kette
Furchen in das Feld der Zeit.

Und die Uhren all im Bunde,
Ob im Gleichtakt, ob entzweit,
Sangen wie aus einem Munde:
Nimmer immer! Immer nimmer! -
Von der ewgen Flucht der Stunde.

Im Banne der rauschenden Wasser

1930

Wessen Wiege an rauschendem Wasser stand,
zeitlebens liegt ihm ein heimlicher Braus in den Ohren.
Aber in Nächten traumverloren
taucht in die heilige Flut er die schlafende Hand
Und hebt sie tiefend empor wie neugeboren.

Dann sieht er, wie weit auch der Heimat entwandert er sei,
den Knaben auf nackendem Strandstein angelnd sitzen
und in spiegelnder Tiefe die Sonne goldstrahlend blitzen,
indes die Silbermöwen mit heiserm Geschrei vorüberflitzen.

Wie auf den glimmernden Wellchen und Wogen
gebannt sein Auge ruht,
sieh, da kommt schwimmend ein leuchtender Leib gezogen,
der alle die Farbenfülle der Flut
trunken in sich gesogen.

Und die Woge schwillt, umbrandend den Rachen in Not,
drin einer, die Haare bespritzt von schäumenden Zungen,
rudert auf Leben und Tod- und unbezwungen
durch den entfesselten Aufruhr jagt das Boot,
von der großen Wind- und Wellenmusik umklungen.

Wessen Wiege an rauschendem Wasser stand,
zeitlebens liegt ihm ein heimlicher Braus in den Ohren.
Aber in Nächten traumverloren
taucht in die heilige Flut er die schlafende Hand
und hebt sie tiefend empor wie neugeboren.

Der Baum

1914

Vom Sturm gerüttelt und Vom Tau benetzt,
Treib ich die Wurzeln kräftig in die Tiefe,
Ein Baum, der fern in fremden Grund versetzt,
Noch sterbend nach dem Heimatboden riefe.

Baumwurzeln

1914

Sie langen tief hinab ins Land der Stille,
In das kein Lied je dringt aus Freilichtzweigen
Und das Gezirp der lauten Sommergrille
Wie tonlos tröpfelt in das grosse Schweigen.

Nur wann im Tag die wilden Stürme brausen
Und Stämme sich und Kronen ächzend recken,
Geht es wie dumpfes, schütterndes Erschrecken
Durch ihre nachterfüllten Bodenklausen.

Und tiefer drängt die Wurzeln nur Verlangen,
Sich einzuwühlen in den Schoss der Erde,
Dass ihnen alle, alle Süsse werde,
Wie Kindern, die an Mutterbrüsten hangen.

Sprüche

1

Was ihr Glück nennt, ist mir die Hölle,
Mein Seligsein euere Qual.
Drum werde jedem nach seiner Wahl
Die Völle!

2

Du wurdest verleumdet und schweigst. Wie du geduldig bist!
Man sollte ja meinen –
"Wie, was? Nun hab ich, Gottlob, doch einen,
Der mir was schuldig ist!"

3

Was rühmst du mich nur und machst ein Wesen?
Ich wollte wetten:
Wär mein Vater ein Räuber gewesen,
Sein Söhnlein ging in Ketten. s

4.

Vor dir glänzt alle Weltweite;
Du siehst und - schaust nicht.

Ein Engel geht dir zur Seite,
Und du - vertraust nicht.
Dass dich der Tod von der Fron befreie!
Du werkest und - baust nicht.

5

Vor Blumen und Sternen, vor Quellen und rauschenden
Hainen,
Vor allem Lebendigen, das über die Erde geht,
Neigt euch in Ehrfurcht, andächtig gedenk des Einen,
Der in Schöpferfülle hinter den Dingen steht!

6

Und einmal wird es noch geschehn,
Wann deine Träume wolkengleich verwehn
Und matt das letzte Scheit verloht auf deinem Herde -
Dann gilt, o seliges Geschick!
Ein einziger warmer Liebesblick
Dir mehr als alle Gunst und alles Gold der Erde.

Meine Freunde

1907

Wisst ihr, wie einst in tollen Jugendtagen,
Feuchtfrohe Kehlen, wir so tapfer zechten,
Um dann und wann in heissen Wortgefechten
Mit Fäusten aus den Schenkentisch zu schlagen?

So lösten mir die sozialen Fragen;
Von Freiheit troff der Mund, von Menschenrechten,
Und hoher Weisheit voll, lenkt' in die rechten
Geleise man des Staats verfahr'nen Wagen.

Der heiss gekocht, der Wein hat ausgegoren,
Und, wunderbar, die Catilinaköpfe,
Die damals Krieg der halben Welt geschworen,

Sie ducken sich, die friedlichsten Geschöpfe,
Die Zipfelkappe tief bis auf die Ohren,
Indes sich hinten längt der Wuchs der Zöpfe.

Die Bettler

1924

Bettler, meine Freunde, ihr unsteten Wanderer,
die ihr euch nährt von den Resten der Mahlzeit anderer,
Armenhüßler, die sich der Freiheit verschrieben,
wie dämonisch von Hof zu Gehöfte getrieben,
immer auf späher Hut vor dem Wegeverleger,
des Gesetzes gestrengen Hüter und Heger -
Bettler, meine Freunde, seid mir willkommen!
Dass mir, wer immer den Strich hierher genommen,
keiner von euch leichtfertig die Schmach erweise
und, der Einkehr verschmähend, vorüberreise.
Ach, mich hungert nach Menschen und Menschengeschicken.
Lesen möcht ich in Worten, Mienen und Blicken,
um in all ihrer Fehle und ihrem Grauen
eure dunkle Vagantenseele zu schauen.

Allem, was wandert, tiefinnerlich verbunden,
lausch ich der Kunde von euern Fahrten und Runden,
selber ein Fant, der in manchen Meeren geschwommen -
Bettler, meine Freunde, seid mir willkommen!

Vor Max Buris Bildern

1918

Volk, aus harter Scholle gezeugt,
vom freien Atem der Berge gesäugt:
Behäbige Bauern, die raten und taten,
Musikanten und Dorfagnaten,
rothaarige Mädchen und Rinderknechte,
Kinder des Landes, derbtrotzigechte -
All alle hat sie des Meisters Hand
lebend auf die Leinwand gebannt.

Warmes Blut durchströmt ihre Adern;
sie spielen und trinken, sie markten und hadern.
Mir ist, ihr Atem müsste mich streifen,
der Qualm mich umnebeln von ihren Pfeifen.
Bekante grüssen im Marktgedräng:
"Gottwilche! Wie geits? O, gäng wie gäng!"
Und einer - sein Bart ist zerzaust, zerrauft -
reckt mir mit fragendem Blick die Hand:
"Hani dir nid scho ne Muni verschouft
amene Märüt im Oberland?"

Segnendes Land

1930

Von der Feder kam ich zum Pflug,
von der Tinte zum Obstweinkrug,
und ich preise den werkenden Mann,
der gewonnen, was ich gewann:

Leben auf nährendem Schollengrund,
Sagen uralter Geschlechter kund,
Wiesenodem und Frührotschein
sog ich, trank ich wie perlenden Wein.

Schönheit, ergossen in Baum und Strauch,
selig durchweht von des Ewigen Hauch,
blinder, menschlicher Gier entrückt --
Schönheit, wie hast du mein Auge beglückt!

Aber warm in die schaffende Hand,
die das Werkgerät liebend umspannt,
strömte wie durch den Baum der Saft
segnend der Erde lebendige Kraft.

Bekenntnis

1924

so manches Leben trieb an mir vorüber,
so manches tiefverhärmte Menschenleben,
mit all dem Jammer, den nicht Worte nennen,
mit all der Qual, die sich wie Runenschrift
auf Dulderstirnen und in Augenhöhlen
mit harten Zügen gräbt. Und keiner war
von all den Leidgeprüften, Lebensmüden,
der seinen Tag nicht hatte, seine Stunde,
wo er, des Glückes Sonne hoch im Scheitel,
heilig beteuerte in Dank und Demut:
Und treffe Schwerstes je mein jubelnd Haupt,
das Leben, sterbend sei es noch gepriesen,
war Lebens wert!

Sieghaftes Leben

1924

hinter der Bahre des Freundes geht mancher trauernd und
weinend,
der sich vom Leichenmahl lächelnd, getröstet erhebt.
Wär er deswegen zu tadeln? Mit nichten! Denn siehe, des
Todes,
wie gewaltig er fei, spottet das Leben doch stets.

Treue

1914

(Epilog)

Herr, in dem ich lebe,
Seit ich atme und bin,
Hebe, Allvater, hebe
Gnädig zu dir mich hin!
Irdisches Glück ging in Scherben;
Blühend spross ewges empor.
Selig im Leben und Sterben,
Wer sich in dir verlor!

Bande der Guten, der Bösen
Lockern und schmelzen wie Schnee:
Nimmer aus deiner soll lösen
Meine Rechte sich je.
Siehe, wie festgeschmiedet
Mit einem ehernen Band
Halt ich noch todumfriedet,
Herr, deine heilige Hand!

Eidgenössischer Weckruf

1918

(Februar 1916)

Lasst ab im Namen
des heiligen Christ,
des Friedestifters,
von Zank und Zwist.
Und gebt dem Hass,
der des Teufels ist,
den Pass
für Zeit und Ewigkeit Amen!

Nachwort

Etwas Idyllisches hatte dieses Leben schon: Geboren in Meggen am 26. Oktober 1861, verlebte Fridolin Hofer eine glückliche Jugend mit zahlreichen Geschwistern inmitten der schönsten Gegend am Vierwaldstättersee; ein geistlicher Onkel erlöste den Handwerkersohn aus einer ungeliebten Mechanikerlehre und ermöglichte ihm das Lehrstudium am Seminar Hitzkirch. Nach wenigen Jahren als Volksschullehrer auf der Luzerner Landschaft wurde er Erzieher des vaterlosen Sohnes einer steinreichen toskanischen Adelsfamilie. Von seinem Schüler und Freund verehrt, genoss er sieben heitere Jahre an der Wiege der italienischen Kultur und lernte sich in vornehmsten Kreisen bewegen. Dem Reiseweg des Eichendorffschen Taugenichts in umgekehrter Richtung folgend, unternahm Hofer 1895 nach seiner Rückkehr aus Italien eine lange Fussreise durch Süddeutschland und trieb anschliessend einen Winter lang freie Studien in Paris. Dann aber, achtunddreissig Jahre alt geworden, schloss er sich der Familie seines Bruders Jost an, der zuerst in Eschenbach, ab 1907 in Römerswil einen Bauernhof bewirtschaftete – Hofer war nach seinen Worten «von der Feder zum Pflug gekommen». Die zweite Hälfte seines Lebens verbrachte er als feinkultivierter Dichter und handanlegender Bauerngehilfe in einer der lieblichsten Landschaften nicht nur unseres Kantons. Mit sechsvierzig erst veröffentlichte er seinen ersten Gedichtband, 1917 erkor die Schillerstiftung eines seiner Bändchen zu ihrer Ehrengabe. 1927 wurde der Poet Ehrenbürger der Bauerngemeinde Römerswil, zu seinem siebzigsten Geburtstag erhielt er die Ehrengabe der Schillerstiftung. Mit vielen literarischen Grössen seiner Zeit stand er in Briefwechsel; katholische Literaten um Maurus

Carnot, Heinrich Federer und Linus Birchler feierten den gewiss tief religiösen, aber völlig undogmatischen Hofer in zeitbedingter Sektiererei als den langersehnten «katholischen Lyriker». Als Hofer am 16. März 1940 starb, ging ein langes, äusserlich zwar ruhiges, trotz eines sehr schmalen Werks aber an literarischer Anerkennung durchaus nicht armes Dichterleben zu Ende.

Aber auch diese Idylle hatte ihre Kehrseite. Hofer halte sein Leben auf dem Bauernhof nicht nur in freiwilliger Selbstbeschränkung gewählt, sondern gezwungen durch ein früh sich abzeichnendes Augenleiden, zu dem sich später eine bedrohliche Herzschwäche gesellte. Wohl entthob ihn die Fürsorge seiner Familie mancher täglicher Pflichten, aber er gehörte, wie er einmal sagte, nicht zu denen, die sich über solch fragwürdige Begünstigungen freuen. Auch das Leben als unverheirateter «Götti» muss ihm schwerer gefallen sein, als der Oberflächliche aus den wenigen beherrschten und vielfach gebrochenen Liebesgedichten in seinem Werk schliessen dürfte.

Im Zentrum von Hofers Lyrik steht die Natur, stehen viel mehr die Stimmungen, die ihr Blühen und Verwelken, ihre sanften und entfesselten Gewalten im Dichter erwecken. Wenn ihm Heinrich Federer riet, einen Teil seiner Stimmung der Handlung zu opfern (vgl. den Brief im Anhang), scheint mir dies eine merkwürdige Fehleinschätzung Hofers anzuzeigen, der weder als Mensch noch als Dichter ein Mann der Tat war, sondern im Gegenteil ein bis fast zur Lebensunfähigkeit zurückgezogener «Beobachter seiner selbst», den unendliche Scham daran hinderte, andere Gefühle preiszugeben als jene, die ihm aus der Natur zugeflossen waren. So mag sein Themenkreis beschränkt sein, wie immer wieder gesagt wurde, und ich halte

ihn sogar für noch beschränkter, da mir fast alle Gedichte, die nicht zur Naturlyrik gehören, verfehlt scheinen. Innerhalb «seiner» Sparte aber hat Hofer Werke von atemberaubender Schönheit geschaffen.

Seine Natur findet Hofer in der Toscana, dann aber vor allem in der allernächsten Umgebung. Ihn deswegen als «Heimatdichter» klassieren zu wollen, zielt allerdings am Wesen seines Werks vorbei. Der Heimatbegriff ist nicht zuletzt eben durch die Heimatdichter im üblichen Wortsinn in Verruf gekommen; kennzeichnend für die meisten von ihnen ist ja, dass sie die Heimat in erster Linie territorial und politisch definieren und dass diese Definition dem Dichten vorausgeht. Die Schönheiten der Natur (zum Beispiel) dienen ihnen dann vor allem dazu, das Lob dieser vorgegebenen «Heimat» zu erhöhen. Bei Hofer aber geht es um die Zwiesprache des Dichters mit der Natur selber, sie selber ist seine Heimat, ob nun in der Toscana oder im Seetal, und wenn man einige seiner Gedichte in einer konkreten Landschaft anzusiedeln vermag, dann liegt dies an der recht äusserlichen Tatsache, dass eben ein Naturerlebnis nie «im allgemeinen», sondern hier und jetzt stattfindet. Bei einem bedächtigen Schreiber wie Hofer mag dazu kommen, dass er die Verwurzelung in einer ganz bestimmten Landschaft nötig hatte, dass er «Heimat» in diesem Sinn für sein Erleben brauchte. Dies aber hat nichts mit «Heimatdichtung» zu tun, vielmehr mit einem menschlichen Grundbedürfnis, das für alle gilt, aber nicht von allen gleich stark empfunden wird.

Hofers Form und Sprache sind von jener gepflegten Einfachheit, die das Resultat harter gestalterischer Arbeit ist. Der Lyriker war ausserordentlich selbstkritisch; nur einen kleinen Bruchteil dessen, was er schrieb, hat er veröffentlicht –

auch hier wieder jene zurückhaltende Scham während, von der schon die Rede war. Seine Form und Sprache wirken leicht epigonisch, nicht weil er seinen Vorbildern Meyer und Eichendorff – mit deren Nachahmung er seine lyrischen Versuche begann – sklavisch verhaftet geblieben wäre; in einem gewissen Masse fand er wirklich, wie Federer ihm bezeugte, zu einer «unabgelernten, eigenen Sprache». Jener Eindruck stammt vielmehr aus seiner Vorliebe für eine massvoll klassische Diktion, für leicht antiquiert wirkende, leicht pompöse Formulierungen, für häufige Stabreime und nicht ganz unpreziöse Zusammensetzungen. Das Epigonenhafte tritt vor der Folie der damaligen modernen, d. h. innovatorischen Lyrik etwa des Expressionismus noch stärker hervor, und auch wenn man Hofer mit George vergleicht, der ganz ähnliche stilistische Mittel liebt, sie aber mit konsequenter Übersteigerung bis zum hohlen Getöse einsetzt und gerade dadurch zu einem «modernen» Tone findet – auch dann wieder erweist sich der Luzerner als der Zaghafte, dem auch die «Handlung» des entschiedenen Sprungs in neue literarische Formen fernlag. In einer Zeit, in der die politischen und sozialen Probleme Eingang in die Dichtung fanden, wirkte auch Hofers fast völlige Abstinenz in dieser Beziehung altmodisch –, dass er gut daran tat, sich in seiner Dichtung «jenseits der geistigen und politischen Probleme der Welt» zu halten (Ermatinger), beweisen einige seiner Stücke, in denen er sich sozialkritisch versucht und die in ihrer Stadtverteufelung recht dummlich wirken.

Was Hofer durch seine altmodische Haltung an Modernität einbüsste, gewann er an Musikalität. Seine Verse sind von einem vollen Wohlklang, der unmittelbar aus der gebändigten Sprache fließt und so «äusserliche» Kunstmittel wie Reim und festes Versmass im Grunde nicht mehr benötigt. Sehr oft hat

Hofer denn auch darauf verzichtet – kaum einem Hörer wird dies beim ersten Hinhören auffallen.

Manche Freunde Hofers bedauerten, dass seine Gedichte nicht «volkstümlich» wurden, oft musste er den Vorwurf hören, sein Werk sei für «das gemeine Volk» viel zu schwierig. Naive Vorhaltungen dieser Art mögen ihren Grund in einer Missdeutung seiner ländlichen Thematik, im Heimatdichtermisverständnis haben. Aber selbstverständlich wird echte Lyrik nie «volkstümlich» im Sinne massenhafter Verbreitung. Gerade bei Hofer heisst das nicht, dass sein Werk nur literarisch Gebildeten zugänglich wäre, aber es ist wie jedes lyrische Werk auf Leser angewiesen, die einen Resonanzraum für die literarischste aller literarischen Formen besitzen, die das kunstvolle Wort in eigenes Empfinden zu-rückverwandeln können und wollen. Die Fähigkeit dazu mag nicht allzuvielen gegeben sein, aber sie ist nicht so sehr an Bildung und Schicht gebunden. In diesem Sinne ist schlichte Lyrik wie jene Fridolin Hofers nicht elitär, es sei denn, wir zählten zur Elite, wer Sinn für das schön gesetzte bedeutungsvolle Wort besitzt und sich ihm hie und da mit Liebe und Freude zuwendet. Für diese Elite ist das Büchlein bestimmt.

Zur Gestaltung der Ausgabe

Die Gedichte dieser Auswahl folgen buchstaben- und zeichengetreu den gedruckten Texten. Die Jahreszahl nach jedem Titel bezeichnet das Erscheinungsjahr der Gedichtsammlung, die als Textgrundlage diente. Dank des geringen Umfangs der Bändchen konnte auf die Angabe der Seitenzahl verzichtet werden.

Das Nachwort verdankt im Sachlichen sehr viel den beiden folgenden Publikationen: Fritz Bachmann: Fridolin Hofer. Leben und Werk eines Luzerner Lyrikers. Luzern: Haag 1947. – Ernst Lanz: «Fridolin Hofer zu seinem 100. Geburtstag». Der Geschichtsfreund 114 (1961), S. 160-178.

Textgrundlagen:

Stimmen aus der Stille. Gedichte von Fridolin Hofer. Einsiedeln: Benziger 1907 (2. Aufl. Hochdorf: Gander 1923; 3. Aufl. Hochdorf: Martinus 1959).

Im Feld- und Firnelicht. Neue Gedichte von Fridolin Hofer. Hochdorf: Gander 1914.

Daheim. Neue Gedichte von Fridolin Hofer. Luzern: Haag 1918 (2. Aufl. Luzern: Haag 1924).

Fridolin Hofer: Neue Gedichte. Hochdorf: Gander 1924.

Festlicher Alltag. Neue Gedichte von Fridolin Hofer. Luzern: Haag 1930.

Der im Anhang abgedruckte Brief von Heinrich Federer liegt im Fridolin-Hofer-Archiv im Kantonalen Lehrerseminar Hitzkirch. Hofer trug sich mit dem Gedanken, eine Auswahl des «Besten» aus seinen veröffentlichten Gedichten herauszugeben; verlagsrechtliche Schwierigkeiten vereitelten den Plan. Ich kann nicht behaupten, mit dieser Ausgabe jene Lücke füllen zu können. «Mit Gedichten verhält es sich ähnlich wie mit Frauen: einem gefällt die, dem andern jene und einem dritten

gar keine», scherzte Hofer einmal (zitiert bei Lanz). Müsste schon deshalb jeder Herausgeber zu einer andern Auswahl kommen, dann gilt diese Individualität für die vorliegende Ausgabe besonders: Ich habe sie mit der Parteilichkeit des Liebhabers zusammengestellt, ohne Rücksicht auf «Ausgewogenheit», ohne den Versuch, einen «repräsentativen Schaffensüberblick» zu bieten. Ich habe sämtliche Gedichte Hofers aufgenommen, die mich ansprechen, aber kein einziges, in dem für meine Ohren ein falscher, ein kitschiger, ein banaler Ton mitschepperte. Es ist nicht der «ganze» Hofer, es ist «mein» Hofer, der hier spricht, das geht schon daraus hervor, dass von den vier Gedichten, die Federer 1917 «etwas vom Schönsten» fand, nur gerade eines auch mir geniessbar schien. Ich gestehe es: Ein anderes Auswahlverfahren war für mich bei diesem Dichter in diesem Jahr zu dieser Jahreszeit unmöglich. In Fridolin Hofers Seetal habe ich, wie er Absolvent des Seminars Hitzkirch, prägende Jugendjahre verlebt; für mich ist jene Landschaft zu einer Art fernem Traum geworden, dessen Schönheit ich in Hofers Wort wiederfinde. In meiner Erinnerung an «das geliebte Tal» ist es Frühling, und ich finde es schwer, jetzt im Frühling mit objektiv klingenden Worten über die Rührung hinwegzutäuschen, die mich beim Klang von Hofers Versen ergreift. Dies ist der erste Band der «Luzerner Poeten», den ich durch viele hundert Kilometer von Hofers «blau verdämmernden Bergen» getrennt für den Seetaler Verleger zum Drucke vorbereite – sollte da dem Herausgeber wirklich versagt sein, sich jener Rührung für einen Augenblick hinzugeben?

Was an diesem Büchlein meine Arbeit ist, sei den Kameraden meiner Hitzkircher Seminarklasse gewidmet – in Erinnerung an sehr gute Zeiten, die heuer vor zwanzig Jahren zu Ende gegangen sind.

Anhang:

Ein Brief Heinrich Federers an Fridolin Hofer Ende gegangen sind.

Lieber Dichter!

Innigen Dank für das feine Buch! Gern würde ich dem Verleger einen Spruch dazu geben, aber da Sie mir einen viel zu guten Sang darin widmen, würde mein Lob von vielen als indirektes Selbstlob gedeutet. Vielleicht finde ich einen guten Ausweg.

Ich kann Ihnen für ihre echte Poesie nur Prosa und dazu nur Skizzen, Fadenschläge zu Besserem senden.' Aber dieses Bessere schläft noch. Die Skizzen da – von Herder fälschlich Geschichtlein getauft, gegen alle Abmachung – stehen in einem seligen Reiseheft aus Umbrien und sind nun in ihrer naiven Skizzenhaftigkeit gedruckt worden, bevor ich die Durchbildung des Einzelnen vornehmen konnte. So hat es denn kleine Stimmungen und Schilderungen im Bändchen, die wenig besagen, aber aus denen etwas werden könnte. Nur diese Hoffnung gibt ihnen einige Existenzberechtigung.

Ich wünsche Ihnen gute Tage und viel Glück und Frucht der Poesie. Mich dünkt, Sie könnten unser erster Lyriker werden, wenn Sie wollten und die Herrlichkeiten Ihrer Sprache und Ihrer sicher ergreifenden Stimmungen ein bisschen dem Erlebnis, dem Geschehnis, der Handlung nach Innen oder Aussen opfern wollten. Aber es ist unver-schämt von einem Pflasterbuben – und das bin ich im Gedichtetum – so mit dem erwachsenen Bauherrn zu reden. Etwas vom Schönsten dünkt mich das Nussbaumgedicht und Mutter und Sohn, Weit weit dahinten und Kinderzug.' Ich lese und lese sie wieder.

Dichten Sie uns noch viel Schönes, und wenn Sie die Wahl haben, Weiches oder Starkes, Stimmung oder Handlung, Schilderung oder Erlebnis, Geschautes oder Geschehenes, lieber das Letztere. Sie werden dabei nur immer reicher und stärker.

Nochmals danke ich Ihnen für die Musik, die herzliche, mit der Sie mein Stübchen füllen

In alter Verehrung grüsst Sie Heinrich Federer
25. XII. 1917

Anmerkungen

1 Es handelt sich um das Bändchen Daheim, das dann 1918 ohne eine «Spruch» Heinrich Federers erschien.

1 Anspielung auf das Gedicht Heinrich Federer (Daheim S. 59).

3 Es handelt sich vermutlich um den Novellenband Patria von 1916.

4 Gedichte aus Daheim; in diesem Auswahlband findet sich davon nur Weit weit dahinten (S. 57).